



Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Wagen fuhren vor der Polizeistation vor, in welcher sich Ernst v. Tock seit gestern befand. In dem einen waren Frau Römer und Direktor Eichler gekommen, in dem anderen saßen Klementine, Eugen und dessen Oheim.

Der Polizeikommissär hatte sowohl der Schwester als auch der Braut des Verhafteten durch besondere Boten bekannt geben lassen, daß das Ehepaar Klein ein Geständnis abgelegt habe, und daß Tock dadurch vollständig entlastet sei. Er werde um fünf Uhr freigegeben.

Klementine war wie in einem Traum. Sie konnte es noch nicht klar fassen, daß ihr Geschick sich plötzlich so ganz zum Guten gewendet hatte, daß sie nun wieder zurücktreten durfte in das stille Familienleben, das ihr eigentlichster Lebensboden war, daß sie nimmer den Lärm und Trubel des Warenhauses um sich haben, daß sie all den kleinen und großen Gehässigkeiten, die sie da so gequält hatten, entrückt sein sollte. Geschützt und behütet würde sie fortan sein. Eugen, dieser gute, treue Mensch, würde ihr Gatte sein, und er brauchte

deshalb die Liebe seines einzigen Verwandten nicht zu verlieren. Sie würden künftig bei Konrad Braun, oder nein: er würde bei ihnen wohnen, denn Eugen sollte die Leitung seiner Fabrik übernehmen.

Im Hausflur trafen die fünf Personen zusammen, und Klementine sagte tiefbewegt zu Anna Römer: „Sie sind also seine Braut?“

Die junge Frau blieb stehen. Einen Moment lang schaute sie verwundert auf die Fremde. Dann begriff sie. Stolz leuchteten ihre Augen auf. „Ja, ich bin seine Braut!“ erwiderte sie, und dann fuhr sie fort: „Sie aber sind seine Schwester!“

Die beiden Damen küßten sich innig und gingen dann Hand in Hand weiter.

Lächelnd folgten ihnen die drei Herren.

Eine halbe Stunde später fuhren die zwei Wagen wieder fort. Ihre Insassen hatten sich um eine Person vermehrt.

Sie fuhren nach Frau Römers Wohnung, welche an diesem Abend sehr glückliche Menschen umschloß. Konrad Braun war nicht der wenigst Frohe unter ihnen.

Nachdem man gespeist hatte, bemächtigte er sich Ernsts und sagte gemüthlich zu ihm: „Also, lieber Baron, überlegen Sie sich die Sache noch einmal recht gründlich, ehe Sie mein Anerbieten zurückweisen. Es paßt ja ganz zu Ihrem Charakter, daß Sie nicht nur der Mann Ihrer Frau sein wollen. Wenn Sie nun wieder auf Wellhof säßen, wäre dies nicht der Fall, und ich verschaffe Ihnen Wellhof. Ihre Tante hat keine Freude an dem Gute. Ich weiß, daß sie fast nie draußen war, und so werde ich es leicht kaufen können. Über alles andere werden wir schon einig werden. Also nicht zu stolz sein, lieber Baron. Es ist um jeden Tag schade, um den man sein Glück hinauschiebt.“

„Sehr richtig, verehrter Herr, aber —“

„Was gibt's denn da für ein Aber? Sie sind es der lieben Frau einfach schuldig, sie so bald als möglich glücklich zu machen!“

Frau v. Lassot und Doktor Schimmel saßen bei Tisch einander gegenüber.

Es war heute besonders hübsch gedeckt worden. Sogar Blumen standen auf dem Tisch. Sie waren recht geschmackvoll von Lotti in einer herrlichen Bronzschale geordnet.

Schimmel hatte die Blumen spöttisch lächelnd einen Moment lang angesehen, dann waren seine Augen auf der kostbaren Schale haften geblieben, und jetzt verrieten sie Befriedigung. „Sie ist wenigstens ihre zweihundert Kronen wert,“ dachte er, der in solchen Schätzungen gut beschlagen war. Er hatte sich dann sehr angeregt niedergelassen, denn er dachte daran, daß er von nun an immer nur aus auserlesenem Geschirr speisen werde, und er hatte eine große Schwäche für schönes Geschirr und wußte, daß Frau v. Lauren viel davon ihrer Nichte hinterlassen hatte.

Heute speiße man aus Altwiener Porzellan, das mit dem goldenen Bienenkorb gezeichnet und mit einem ganz köstlichen Tulpenmuster geschmückt war. Und was in den feingeformten Schüsseln aufgetragen wurde, war ebenfalls erster Güte. Desgleichen die Weine, welche aus den Flaschen wie flüssiges Gold in die feinwandigen Gläser floßen.

„An diesen Gumpoldskirchner, lieber Doktor, sollten Sie sich halten!“ riet ihm Frau v. Lassot. „Er ist bereits zwölf Jahre alt. Onkel Lauren wußte, was gut ist.“

„Stimmt! Das ist ein famoser Tropfen. Ist noch viel davon da?“

„Mehr, als wir heute brauchen, und somit genug,“ wurde ihm mit einem eigentümlichen Lächeln, das er sich nicht zu deuten wußte, entgegnet.

Er zuckte die Achseln und schenkte sich wieder ein. Rosi trug jetzt Stangenspargel auf. Schimmels Gesicht wurde immer heiterer.

Das nächste Gericht war ein Kapaun. Die mit Mayonnaise bedeckten Bratenstücke ruhten auf einer Unterlage von grünem Aspik. Der Rand der Schüssel war mit verschieden gefärbten Aspikwürfeln belegt, zwischen welchen sich zarte Salatblätter kräuselten.

Diese Schüssel war einfach ausstellungswürdig, und Schimmel begann die Künste seiner alten Geister mit denen der Rosi zu vergleichen. So etwas hatte die Geister ihm doch noch nicht hergestellt, und er bedauerte schon den Kontrakt, den er mit ihr geschlossen hatte.

Er bedachte das aber angesichts all der Genüsse, welche ihm heute geboten wurden, nicht weiter. Die brave Geister würde er schon los werden, wenn er sie nicht mehr brauchte.

Er langte wieder nach der Flasche. Es war jetzt fast wasserheller Rübesheimer, mit dem er die Backwerkschnitten, welche als Nachtsch aufgetragen worden war, hinunterspülen wollte.

Leona aber schob seine Hand zurück. „Trinken Sie nicht so viel! Ich habe Ihnen noch manches zu sagen, und ich will, daß Sie mich noch klar verstehen.“

Sie trat zur Kredenz und schenkte dort vor seinen Augen tiefroten Wein in die Gläser, die sie dann auf den Tisch stellte.

„So, den dürfen Sie noch trinken, das ist etwas ganz Besonderes. So etwas haben Sie noch nicht über Ihre Lippen gebracht, Sie alter Feinschmecker!“ scherzte sie dabei.

„Was ist's denn?“ forschte Schimmel, nachdem er mit Behagen den Duft des Weines eingeatmet hatte. „Das riecht ja köstlich.“

„Ja, so etwas trinkt man nicht oft,“ entgegnete Leona. „Trinken Sie nur. Dann sage ich es Ihnen, was es ist.“

Lotti brachte jetzt Käse und Früchte.

Als sie beides niedergestellt hatte, sagte Frau v. Lassot: „So, Lotti, nun wollen wir ungefört bleiben. Sie kommen erst wieder, wenn ich läute.“

Lotti verbeugte sich und verschwand.

Leona folgte ihr, sperrte leise das Vorzimmer ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Dann trat sie wieder ins Speisezimmer.

„Jetzt habe ich Sodbrennen bekommen,“ rief ihr Schimmel entgegen, schluckte ein paarmal und räusperte sich.

In den Augen Leonas blitzte es auf. „Sie haben halt zu viel gegessen,“ sagte sie gleichgültig.

„Geben Sie mir etwas doppeltkohlen-saures Natron. Sie werden hoffentlich etwas im Hause haben.“

„Nein, ich habe keines. Aber wenn ich Ihnen auch keines geben kann, ausgezeichnete Zigarren sind jedenfalls da. Kommen Sie. In des Onkels Arbeitszimmer sind sie, und sie werden Ihnen wohl auch helfen.“

Verdroffen stand er auf und folgte ihr bis in das letzte Zimmer. Dasselbst befand sich neben dem Arbeitstisch des verstorbenen Obersten ein schmaler, hoher Schrank mit vielen Fächern.

Auf diesen zeigte Leona und sagte: „Bedienen Sie sich!“

Er nahm sich eine Zigarre und wollte wieder nach dem Speisezimmer gehen.

Sie aber hielt ihn zurück. „Wollen Sie denn gar nicht allein sein mit Ihrer Braut?“ fragte sie leise.

„Brrr!“ machte er ungeniert. Dann griff er sich an den Hals. „Wie das Zeug kratzt!“

Er legte die Zigarre beiseite und setzte sich. Er war plötzlich ganz grau im Gesichte geworden. Und immer wieder schluckte und schluckte er.

„Mir ist schlecht geworden,“ würgt er endlich hervor, zieht mühsam sein Taschentuch und wischt sich den Schweiß vom Gesichte.

Es muß eine große Unruhe in ihm sein, denn er will sich erheben, aber es gelingt ihm nicht. Wie mit Blei gefüllt sind seine Füße, auch seine Arme kann er kaum erheben, und in seinem Leibe wütet ein grimmer Schmerz.

„So helfen Sie mir doch!“ stöhnt er.

Leona lehnt noch immer an der Tür. Sie sieht scheußlich und lächerlich zugleich aus. Scheußlich, denn eine teuflische Befriedigung läßt sie den Mund zu einem gemeinen Grinsen verzerren — und lächerlich, denn die Pose eines Siegers, die sie mit gekreuzten Armen annimmt, steht ihr recht wenig.

„Ich kann's ja kaum mehr aushalten vor — vor Schmerz!“ stößt er heiser heraus.

Da erst antwortet sie ihm. Kurz und so deutlich, daß selbst er, der so völlig von seinem Zustand in Anspruch genommen ist, sie nicht mißverstehen kann. „Sie werden Ihre Schmerzen nicht mehr lange auszuhalten haben, Herr Doktor Schimmel,“ sagt sie hart, „denn ich habe die Dosis sehr groß genommen.“

Er starrt sie an, dann schnellst er, seine ganze Willenskraft anbietend, empor. „Vergiftet!“ schreit er und will sich auf Leona stürzen.

Diese weicht unwillkürlich zurück. Aber das wäre

nicht notwendig gewesen, denn nach zwei Schritten stürzt Schimmel zusammen und windet sich wimmernd auf dem Boden. Brennender Haß und wildeste Verzweiflung schauen sie aus seinen Augen an, und einen widerwärtigen Gegensatz dazu bilden die gerungenen Hände, die sich hilfesehend ihr entgegenstrecken.

Diesem Anblick ist selbst Leonas Schlechtigkeit nicht gewachsen. „Du bringst niemanden mehr ins Zuchthaus!“ will sie ihm in die Ohren schreien, sie stammelt es aber nur, und in der nächsten Sekunde schon eilt sie, von Entsetzen gejagt, in das Speisezimmer zurück.

Sie sinkt auf einen Sessel. Voll fiebernder Angst starrt sie zur Tür. Wenn diese Tür sich öffnete! Wenn Schimmel herauskam — herauskroch!

Leona streicht sich über die feuchte, eiskalte Stirne und erhebt sich mühsam. Anfangs steif und langsam, dann immer schneller geht sie zur Kredenz.

Dort steht noch ihr Glas. Es ist von dem siebenarmigen Kronleuchter, der über dem Tische strahlt, hell beleuchtet. In seinem kristallinen Glase blitzen sieben klare Lichter.

Wie ihre Hand zittert, als sie nach dem Glase greift! Wie die sieben Lichtpunkte tanzen!

Plötzlich aber tanzen sie nicht mehr, plötzlich ist die Hand ganz ruhig. „Es muß ja sein!“ sagt sie laut. „Jetzt könnte ich nicht einmal mehr zurück, wenn ich auch wollte.“

Sie setzt das Glas an die Lippen. „Nicht mehr leben — das ist das einzige, was ich noch will,“ denkt sie, während sie trinkt.

Als sie es getan, schüttelt es sie. Sie streckt die Hand nach dem Klingelwerk aus. Dann setzt sie sich in einen niedrigen Sessel.

So wartet sie auf Lottis Kommen.

Aber das Mädchen kam nicht. Leona hatte vergessen, daß sie den Zugang zu dem Speisezimmer abgesperrt hatte.

„Sie werden sich geirrt haben. Es hat nicht geläutet,“ sagte draußen die Köchin zu Lotti, welche bei ihr in der Küche gesessen und sich erhoben hatte, um ins Speisezimmer zu gehen.

„Sehr leise hat es geläutet,“ beharrte Lotti auf ihrer Meinung und ging.

Sie wollte das Vorzimmer betreten, doch es war versperrt.

Sie pochte an die Tür.

Keine Antwort.

Lotti lief in die Küche zurück.

„Na, na, was gibt's denn?“ fragte die Köchin, welche sich gerade über die Kapaunenreste hergemacht hatte.

„Ich kann nicht hinein!“ berichtete Lotti atemlos.

„Was heißt das?“

„Die Tür ist verschlossen!“

„Das ist freilich merkwürdig!“ Die Köchin legte nun doch die Gabel aus der Hand.

„Kommen Sie!“ bat Lotti.

„Na ja, ich komme schon!“ Sie steckte noch schnell einen Aspikwürfel in den Mund und folgte Lotti.

Auch sie rüttelte vergeblich an der Tür. Dann sagte sie: „Ich will den Peter rufen,“ und machte sich sofort selber auf den Weg zum Kutscher.

Nach ein paar Minuten schon hatte der die Tür aufgesprengt.

Die beiden Mädchen folgten ihm furchtsam ins Vorzimmer.

Im Speisezimmer drinnen stöhnte jemand.

„Jesus — Maria!“ schrie Lotti auf und stürzte zu ihrer Herrin hin, die auf dem Teppich lag.

Leonas Augen waren schon verglast, aber noch immer warf ein wilder Krampf ihren Körper hin und her.

Die Köchin rannte aufkreischend hinaus.

Lotti aber beugte sich über die Sterbende und schluchzte: „Arme, arme gnädige Frau!“

Da irrte ein Lächeln über das verzerrete Gesicht, und kaum verständlich kam es über die blutleeren Lippen: „Arm, ja, arm —“

Dann ward es plötzlich still. Der Tod hatte sie erlöst.

Der Aufseher sah sich um. Dann sagte er: „Ist der Herr Doktor denn schon weggegangen?“

Lotti schaute auf. Sie war ganz verwirrt. „Der Doktor, ja richtig — der Doktor! Wo kann denn der nur sein? Nein — er ist nicht weggegangen!“

Da biß Peter die Zähne zusammen und ging, den Doktor Schimmel zu suchen.

In seines verstorbenen Herrn Arbeitszimmer fand er ihn. Dicht an der Tür lag der Mann, in der einen geballten Hand ein Büschel Haare von seinem eigenen Bart haltend. Die andere Hand war in den Teppich gefallen.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der „wunderschöne Monat Mai“ rechtfertigte diesmal seinen Ehrennamen.

Selbst in Wien, das ja übrigens eine Gartenstadt ist, konnte man trotz seiner ungeheuren Häusermassen gewahren, daß es Mai war.

Und eine Dame, eine schon alte Dame, in deren Herzen es jedoch allzeit Mai zu sein scheint, die hatte, den Frühlingsjubel klüglich für ihren guten Zweck ausnützend, eine ihrer famosen Ideen ihren Wienern zugeworfen. In allen Zeitungen konnte man es lesen, daß die Fürstin Pauline Metternich zu Gunsten verschiedener Vereine ein glänzendes Fest veranstalten wolle, ein glänzendes Trachtenfest.

Es sollte am 25. Mai stattfinden, und im Prater sollte es sein, im maigrünen Prater, diesem besonderen Liebling der Wiener.

Der Plan der Fürstin fand lebhaften Beifall, und alle Geschäfte hatten vollauf zu tun, denn alles, was irgendwie mit einem glänzenden Praterfeste zusammenhängt, wurde in den Schaufenstern ausgelegt, vom Publikum besichtigt und vielfach auch gekauft.

Bei den Wagenlieferanten und in den Automobilniederlagen, bei Pferdeverleihern und Fahrradhändlern herrschte eine lebhaftere Nachfrage nach möglichst aparten oder möglichst ansehnlichen Beförderungsmitteln. Die Blumenhändler mußten ihre Hilfskräfte vermehren, um den Bestellungen, die ihnen wurden, gerecht werden zu können. Elektrikern und Feuerwerkern wurden alle möglichen Aufträge gegeben, und Lampions, sowie zu Gartenfesten und Umzügen passende Scherzartikel wurden zu vielen Tausenden bezogen.

Es gingen davon ganze Wagenladungen an die vielen Restaurants, Kaffeehäuser und Budenbesitzer im Prater ab, denn natürlich wollte auch da unten jeder etwas ganz Besonderes leisten. Allmorgendlich zogen ganze Karawanen von Bauarbeitern, Dekorateurs und Anstreichern nach diesem Riesengarten von Wien, in welchem der Wille der allbeliebten Fürstin wieder einmal ein fieberhaftes Leben hervorgerufen hatte.

Und nicht weniger fieberhaft ging es an den Arbeitsstätten der Gold- und Bronzearbeiter, der Modistinnen, der Schneider und Schneiderinnen her. Tausend und abertausend Schmudstüde und Kostüme der verschiedensten Zeitalter und Trachten aller Länder waren bestellt worden.

Alle diese Bestellungen sollten in drei Wochen fertig sein. Es war eine kaum zu leistende Arbeit, aber trotzdem war jeder sicher, daß sie geleistet werden würde.

Natürlich herrschte auch im Warenhause Groß & Komp. ein ungeheures Leben. Da lagen in allen Abteilungen ganze Stöße von Kostüm- und Trachtenbildern auf, die vom Morgen bis zum Abend von den Kunden durchwühlt wurden, wonach die Damen, wenn sie gefunden hatten, was ihnen ganz besonders paßte oder was sie wenigstens für ganz besonders passend für sich hielten, mit dem gewählten Bilde in der Hand all das Material kauften, welches zu seiner Herstellung nötig war.

Da wurden denn vor allem Unmengen von Seidenstoffen in allen Farben verkauft. Brokate, steif und in starrem Glanz, lockten mit ihren köstlichen Blumen- oder Arabeskenmustern alle jene Damen zum Kaufe, die nicht auf den Gulden zu schauen hatten. Hier erstand eine schlanke Brünette maisgelben Moiré und erdbeerrotten Samt zu einer Robe aus der Zeit der Renaissance, dort verlangte eine Blondine vergiftmeinnichtblauen Atlas zu einem Kokokostüm. Eine imposante Frau, längst jenseits der Dreißig, aber noch immer eine Schönheit mit ihrem klassischen Gesicht, ihrer weißen Haut, ihrem blauschwarzen Haar und ihren blißenden Augen, wußte ganz genau, was sie tat, wenn sie sich das Bild einer alten Römerin ausgewählt hatte. Es war nur ein weites weißes Wollentkleid, das hier

dargestellt war, aber die prachtvollen Arme waren unbedeckt, und um diese Arme und den herrlichen Hals wanden sich blißende Bänder aus Gold und blutroten Steinen.

Duchesse und Liberty, Taft und Loisine, Messaline und Surrah, Crepe de Chine und Foulard — alles, in allen Farben und Nüancen, allen Abarten und allen Mustern fand Käufer und Käuferinnen. Dazu wurden schimmernde Bänder oder Spitzen, frisch wie Schnee, zart wie Eisblumen, als Puß gewählt.

Ganz besondere Anziehungskraft übte jene Abteilung aus, in welcher, zauberhaft schnell herbeigeschafft, die unzähligen charakteristischen Kopfbedeckungen verschiedener Nationen und Zeiten zur Wahl ausgestellt waren. Da sah man den Reiherbusch auf einem edelsteingeschmückten Kalpak winken und daneben den perlenumwundenen Turban eines Alttürken. Dort sprühten in einem schleierhaltenden Goldreifen bunte Steine ihr farbiges Licht aus, und dabei hing ein duftiges Holländerinnenhäubchen mit den lustigen goldenen Schläfenschnecken.

In der nächsten Abteilung gab es Perücken und Haarpuß und daneben Manschetten und Handschuharten aller Zeiten. Da funkelten Gürtel und zierliche Degen neben massigen Zweihändern, Malaiendolche neben Hirschfängern, Bambuspfeile neben Armbrüsten. Selbst allerlei seltsame Fußbekleidung konnte man sehen.

Es war, als sei die Jetztzeit ganz plötzlich Vergangenheit geworden. Es fragte fast niemand nach modernen Toiletten. Alles wollte Trachten und Kostüme sehen.

Es herrschte also ein ungeheures Leben im Warenhause, und die Verkäufer und Verkäuferinnen wußten kaum mehr, wo ihnen der Kopf stand

Fräulein Stiegelmann, eine der früheren Kolleginnen

Klementines, eilt soeben, einen reizenden rosenroten Kimono über dem Arm, auf die Kundin zu, welche sich ihn bestellt und die gewiß mit ihrer niedlichen Figur in dem japanischen Kostüm bei dem Feste sehr gefallen würde.

Plötzlich bleibt die Stiegelmann stehen. Sie hat in dem Menschengedränge ein bekanntes Gesicht entdeckt, eine junge Dame in einem einfachen, aber entzückenden schwarzseidenen Straßenkleid, ein schwarzes Hütchen auf dem hellbraunen Haar und einen ziemlich dichten Schleier vor dem Gesichte. Die junge Dame geht am Arm eines eleganten Herrn.

„Siehst du, Eugen, dort drüben hat die Verfolgung angefangen,“ erklärte eben die junge Dame.

Da sagt die kleine Verkäuferin ganz atemlos: „Baroneß — ah, liebe Baroneß!“ Sie ist ganz rot geworden und will an den zweien schon vorbeihuschen, aber Klementine lächelt freundlich und faßt rasch nach ihrer Hand.

„Aber das ist hübsch, daß ich Sie gefunden habe! Verraten Sie aber nicht, daß ich hier bin, liebes Fräulein Anna, ich möchte mit niemandem als mit Ihnen zu tun haben,“ sagt sie heiter. „Also wenn Sie mit Ihrer Kundin fertig sind, so kommen Sie zum letzten Fenster. Dort warte ich auf Sie. Ich möchte, wenn es noch da ist, das weiße Spitzenkleid haben, das Sie mir kürzlich — nun, Sie wissen ja, wann es war — zeigten.“

Anna Stiegelmann geht ganz verwirrt weiter. Das Spitzenkleid kostet sechshundert Kronen. Und die, welche es heute kaufen will, war vor kurzem noch eine Angestellte des Warenhauses, und jetzt, da sie ihre Feindin, ihre Tante, beerbt hat, ist sie plötzlich reich, sehr reich geworden.

Es dauert beinahe eine halbe Stunde, bis der rosenrote Kimono probiert, bezahlt und der Kundin aus- gefolgt ist. Endlich aber kann die kleine Stiegelmann doch zum letzten Fenster gehen.

Sie tut es sehr eilig, wird aber aufgehalten. Gustl ist es, der ihr in den Weg tritt. Er ist sehr gut gelaunt, das liest sie ohne Mühe von seinem nichtsnutzigen Ge- sichte herunter, das sagen ihr auch seine lachenden Augen.

„Wissen Sie's schon, daß die Baroneß da ist?“ fragte er hastig. „Sie hat g'sagt, ich soll Sie suchen und zu ihr schicken. Sie will beim letzten Fenster auf Sie warten.“

„Ich weiß schon.“

„Warum lass'n S' mich denn dann so lang reden? — Übrigens, die Neuber, das Schlittenpferd, hab' ich eben auch zum letzten Fenster geschickt. Ich hab' ihr g'sagt, daß die Metternich dort mit ihr red'n will.“

„O, Sie Schlanke! Wann werd'n denn Sie ein- mal gescheit werd'n?“

Gustl tauchte schon in der Menge unter. Er konnte wohl über das Datum seines Gescheitwerdens noch keine genaue Auskunft geben.

Fräulein Stiegelmann traf unterwegs noch auf die Neuber, die, hochrot im Gesichte, krampfhaft nach der fürstlichen Frau suchte, welche derzeit so viele Wiener in Atem hielt und die durchaus mit Fräulein Neuber reden wollte.

„Hab'n Sie Ihre Durchlaucht gesehen?“ fragte sie sehr laut und sehr erhitzt die kleine Verkäuferin.

In dieser erstand blizschnell ein Gedanke. „Von einer Durchlaucht weiß ich nichts,“ antwortete sie, „aber dort beim letzten Fenster ist eine Dame, die das Sechshundertkronenspizenkleid kaufen will. Vielleicht —“

Mehr hörte die Neuber nicht, wand sich klingelnd

zwischen den Leuten durch und stand vor — Klementine.

„Sie, Sie wollen —“ stammelte die Überraschte.

Klementine warf der hinter der Meuber stehenden und vergnügt lächelnden Stiegelmann einen vorwurfsvollen Blick zu, sagte jedoch sehr ruhig: „Unlängst zeigte mir Fräulein Stiegelmann ein Spitzenkleid, das mir außerordentlich gefiel, das ich jedoch damals“ — sie lächelte ein wenig — „noch nicht kaufen konnte.“

„O bitte, bitte!“ dienerte die Meuber. „Es wird mir eine Ehre sein —“

„Bemühen Sie sich nicht. Ich will Sie nicht aufhalten. Fräulein Stiegelmanns Liebenswürdigkeit genügt mir vollständig.“

Sie sagte das auch ganz liebenswürdig, aber es war doch ein Stachel darin, den die Meuber sehr wohl empfand. Mit festgeschlossenen Lippen und einer tiefen Verbeugung zog sie sich zurück.

„Ich brauche das Kleid jetzt nicht zu sehen,“ sagte die Baronesse. „Schicken Sie es mir nach Wellhof oder bringen Sie es mir nächsten Sonntagvormittag selbst, falls Sie nichts anderes vorhaben. Und wenn Sie kommen, dann bringen Sie mir den Gustl mit. Ja? Ist Ihnen das recht?“

„Aber Baronesse, wie können Sie denn noch fragen!“

Ein paar Minuten später fuhren Braun und seine Braut im Aufzug in das Erdgeschoß hinunter. Natürlich stand da schon wieder Gustl auf der Lauer. Er begleitete sein Ideal bis zum Ausgang.

„Ich bin schon zweimal mit unserem Automobil aus gewesen — ganz allein. Der Schwertner hat sich die Hand verstaucht.“

Das war das Wichtige, das er Klementine mit leuchtenden Augen mitteilte. — —

An diesem Tage brachten die Zeitungen die Notiz, daß ein gewisser Leopold Schulz, Musiker aus Wien, wegen Bechprellerei in Hamburg verhaftet und als einer erkannt worden sei, den die Wiener Polizei schon längst suchte. Der Mann habe, so endete die Notiz, in der Hoffnung, seine Lage damit zu verbessern, verschiedene Angaben gemacht, die ihm zu einer raschen Rückbeförderung in seine Heimat verhalfen.

Welcher Art diese Angaben seien, das wurde nur wenigen Menschen bekannt. Unter diesen befanden sich die Geschwister Teck und die Chefs des Warenhauses Groß & Komp. Auch Fräulein Vogel und Dora Hartwig, sowie Kern wurden davon durch Direktor Hälby verständigt. Wer von diesen dafür sorgte, daß bald alle Angehörigen des Warenhauses Kenntnis davon erhielten, daß Meißl der Dieb jenes Bandes war, welches man auf Clementines Tisch gefunden, danach fragte niemand. Jedenfalls aber wurde weiblich auf Meißl und auch auf alle anderen geschimpft, die sich der Baronesse feindlich gezeigt hatten. Dafür wurde diese in den Himmel gehoben, seit es im ganzen Hause bekannt geworden war, daß sie als ehemalige Angestellte der Firma in die Unterstützungskasse ihrer einstigen Kollegen und Kolleginnen fünfzehntausend Kronen gespendet hatte.

Ernst v. Teck und die Seinigen aber erfuhren aus den Geständnissen des verhafteten Musikers, mit welcher teuflischer Planmäßigkeit ihre Tante an ihrem Untergange gearbeitet und wie viele Helfershelfer sie sich zu ihrem Werk des unverföhnlichsten Hasses gesichert hatte.

Zu derselben Zeit, als die Fürstin Metternich, in der düsteren Gewandung einer Nonne, von den Wienern umjubelt, ihren Einzug in den Prater hielt,

versammelte sich in dem festlich geschmückten Gartensaale zu Wellhof eine dreifache Hochzeitsgesellschaft.

Baronessse Klementine war an diesem Tage Frau Braun geworden. Ernst hatte mit Anna Römer die Ringe gewechselt, und es gab auch kein Fräulein Hartwig mehr, sondern eine sehr glückliche Frau Link. Die Trauungen hatten in der Klosterneuburger Stiftskirche stattgefunden. Klementine und ihr Gatte waren von dort im Automobil nach Wellhof gefahren. Das prächtig geschmückte Fahrzeug aber hatten die Chefs des Warenhauses Groß & Komp., von Guszl gelenkt, zur Verfügung gestellt. Klementine hatte die bedeutungsvolle Aufmerksamkeit gern angenommen.

Es ist so schön, wenn man die Erinnerungen nicht zu scheuen hat, so schön, wenn man die Zeugen einer trüben Vergangenheit, die sich in den Zeiten der Not als unsere Freunde bewährten, auch in den Stunden des Glückes um sich hat.

Abend ist es geworden. Ein stiller Abend voll Schönheit und Frieden. Ernst und Klementine sind allein in dem traulichen Zimmer, das einst ihr Vater bewohnte und darin er gestorben ist.

Sie nehmen Abschied voneinander.

Die beiden schönen Menschen stehen, eng aneinandergelehnt, am Fenster und schauen auf den Strom hinüber, den das Abendrot zu einer Feuerflut macht.

„Weißt du noch, in welcher Stimmung wir im Herbst hier standen?“ fragt sie leise.

Er nickt. Dann drückt er seine Lippen auf ihre Stirne. „Du Gute, du Tapfere!“ sagt er. „Daß wir nun so — so glücklich sind!“

